

Problemfall Zölibat

Eine theologisch-ethische Reflexion

Für die katholische Sexualmoral spielt die verpflichtende Ehelosigkeit der Priester eine wichtige Rolle. Der Pflichtzölibat steckt aber schon seit längerem in einer Krise und ist nicht wirklich plausibel zu begründen. Es bedarf zahlreicher struktureller, sozialer und persönlicher Vorgaben, damit der Zölibat zu jener einladend zeichnerhaften Lebensform wird, die die Tradition charismatischer Ehelosigkeit ursprünglich beabsichtigte.

Keine andere institutionelle Norm der katholischen Kirche steht so dauerhaft und umfassend in der Kritik wie die Verpflichtung ihrer Priester zum Zölibat. Seit den ersten Versuchen des späten vierten Jahr-

Hanspeter Schmitt ist habilitierter Moraltheologe, Mitglied des Karmeliterordens und arbeitete lange in der Jugend-, Berufungs- und Klinikpastoral sowie an der Universität Bamberg. Derzeit hat er den Lehrstuhl für Theologische Ethik an der Theologischen Hochschule Chur (Schweiz) inne. Seine Schwerpunkte liegen u. a. in der Grundlagenforschung sowie in medizinethischen Fragen. Einige Veröffentlichungen: Sozialität und Gewissen (Berlin 2008); Der dunkle Gott. Gottes dunkle Seiten (Stuttgart 2006); Empathie und Wertkommunikation (Freiburg 2003); Seelsorge in Palliative Care (Zürich 2012, mit Manfred Belok und Urs Länzlinger).

schwelt bekanntlich unvermindert weiter. Längst trägt sie zu einer tiefen strukturellen wie ideellen Spaltung zwischen Kirchenleitung und Gemeinden bei: Vor Ort erachten die meisten Gläubigen, Fachleute und pastoral Tätigen nicht nur die freiwillige Ehelosigkeit, sondern auch eine partnerschaftliche Liebe beziehungsweise Ehe für eine sinnvolle, zeichnerhafte Lebensform katholischer Priester. Dennoch beharren die höheren Amtsträger auf ihrer Sicht der Dinge und verhindern kraft ihrer Rechts- und Machtbefugnisse die geforderte Öffnung. Keine Frage, dass diese – auch bei anderen Themen bestehende – gegenseitige Blockade den Vertrauens- und Autoritätsverlust zwischen den kirchlichen Ebenen, Leitung und Volk, aber auch zwischen Kirche und Gesellschaft weiter verstärkt!

hundert, das vormalige Ideal charismatischer Ehelosigkeit mit den Weiheämtern pauschal zu verbinden, bis in unsere aktuelle kirchliche Lage wird diese Pflicht priesterlichen Lebens in Zweifel gezogen, offen bekämpft oder stillschweigend ignoriert. Das wiederum rief und ruft seine Befürworter auf den Plan. Mit pragmatischen wie theologischen Argumenten, lehramtlicher Autorität und kirchlicher Disziplin bemühen sie sich, die Kritik zu entkräften und eine Basis für die Akzeptanz dieser umstrittenen Norm herzustellen.

Offenbar ohne Erfolg, denn die Krise des Zölibates

Aufgabe der theologischen Ethik ist die fachliche Bearbeitung solcher normativer Krisen. Sie rollt die Frage der Herkunft und Begründbarkeit einer umstrittenen beziehungsweise praktisch nicht mehr greifenden Regel diskursiv auf: sei es, um sie besser fundieren und verstehbar machen zu können, sei es, um – in Anerkennung gewandelter Umstände, Lebenslagen und Einsichten – ihre Veränderung vorzubereiten. Es geht ihr folglich um das Angebot menschlich angemessener Normtexte. Dabei ist zu beachten, dass Normen weder beliebig oder anspruchslos sind, noch der Meinungsmache unterliegen. Sie bilden aber auch keinen Selbstzweck, so dass man um jeden Preis an ihnen festhalten müsste, sogar, wenn sie den sachlichen Erfordernissen und der humanen Qualität eines Gestaltungsbereiches nachweislich nicht mehr entsprechen.

Priester sind keine asexuellen Wesen

Für die theologisch-ethische Reflexion der Zölibatsnorm stellt die Frage nach ihrer möglichen Leibfeindlichkeit einen entscheidenden Blickwinkel dar: Würde sich herausstellen, dass Priester als Zölibatäre zwangsläufig Gefahr laufen, Schaden an ihrer leiblichen Integrität zu nehmen, wäre eine solche Norm inhuman und müsste umgehend modifiziert werden. Was aber bedeutet leibliche Integrität im Bereich von Partnerschaft, Sexualität und Liebe, der durch die Zölibatsverpflichtung einschneidend berührt wird? Prinzipiell gesagt, muss das Leben eines Priesters dergestalt angelegt und geformt sein, dass für ihn die Chance besteht, seine Sexualität beziehungsweise die damit gegebenen Empfindungen und Kräfte sinnvoll zu würdigen und zu leben.

Denn selbstredend ist ein Priester kein asexuelles Wesen, sondern wie jeder andere Mensch umfassend von seiner Geschlechtlichkeit geprägt: sexuelles Begehren, Wunsch nach körperlicher Intimität und Lust, Hoffnung auf partnerschaftliche Geborgenheit und Weggemeinschaft, Ringen um die eigene geschlechtliche Identität, Freude an Familie und Nachkommen, Interesse an Erotik und Schönheit etc. All das sind Aspekte auch seiner Selbst- und Sozialerfahrung, die er nicht

negieren darf, sondern in seiner Lebensform positiv zum Tragen bringen sollte.

Leibfeindlich ist – so gesehen – bereits jede Theorie und Anleitung priesterlicher Spiritualität, die eine Lebbarkeit des Zölibats mittels einer Rhetorik der Verdrängung und rein platonischen Überhöhung sexueller Empfindungen herzustellen sucht. Auf diese Weise werden Betroffene in eine Position der Abwertung und Missachtung wesentlicher Fähigkeiten und Erfahrungen ihrer eigenen Leiblichkeit – sprich in eine Diskreditierung ihrer selbst – gedrängt. Umgekehrt erhebt sich natürlich die Frage, ob und wie es unter dem Vorzeichen eines dauerhaften Verzichts auf partnerschaftliche Sexualität und Ehe zur konstruktiven Würdigung dieser menschlichen Grundkräfte kommen kann.

Sexualität ist nicht primär ein Trieb

Diese Würdigung und sinnvolle Ausgestaltung von Geschlechtlichkeit und Begehren ist eine Aufgabe, die jede und jeden betrifft. In allen Phasen und Formen des Lebens sind Menschen gefordert, ihr tiefes Interesse an hautnaher Berührung, leibhaftiger Intimität und sexueller Lust anzunehmen und zu genießen, es aber auch so zu formen, dass Glück und Sozialität gelingen und erfahren werden. Die Würde des Menschen als ein verletzlich Wesen, das auf Wahrheit und Anerkennung, Austausch und Nähe, Sicherheit und Zukunft angewiesen ist, kann in der Sexualität vital erlebt und vollzogen, aber auch schmerzlich unterboten werden.

Die einschlägigen Wissenschaften begreifen Sexualität deshalb nicht primär als Trieb, zu dessen Abfuhr und Stillung es geeigneter Objekte bedarf. Vielmehr geht es um Kommunika-

tion zwischen Subjekten, die in der Sprache und im Spiel des Begehrens, Begegnens und Befriedigens einander den Sinn, die Schönheit und Kraft ihres Daseins nahebringen und zu verstehen geben. Sexualität als Sprache gelingt, wenn Sinnlichkeit und Lust erregend und genussvoll erlebt werden dürfen, zugleich aber Medium und Ausdruck gegenseitiger Wertschätzung und Annahme sind. Zärtlichkeit, Gewaltfreiheit, Dialog und Rücksicht sind die Kennzeichen einer solchen integrativen Kultur menschlicher Geschlechtlichkeit und stehen gegen Akte der Instrumentalisierung und Täuschung. Sie bedingen übrigens auch die Nachhaltigkeit klassisch beschriebener Güter wie dauerhafte Treue, Lebensgemeinschaft und fruchtbares Dasein.

Diese Integration von Lust und Liebe meint also ein bekömmliches wie konstruktives Ineinander ihrer sinnlichen und sinnhaften Dimension. Sie ist für alle Menschen – auch für Priester – der Weg, um einer leibfeindlichen, damit menschlich prekären Aufspaltung und Konkurrenz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte zu begegnen. Gleichfalls deutlich ist auch, dass diese Integration nur selten „einfach so“ gelingt. Sie wird gesucht, über Erfahrungen, Reflexion und Begleitung erprobt und erlernt, bis sie in mündiger wie gekonnter Weise entworfen und gelebt werden kann. Solange die amtliche Moral der Kirche auf diesem Feld vor allem eine Idealistik der „Natürlichkeit“ verfolgt und davon Verbote, Sünden und Sanktionen ableitet, wirkt sie – falls sie noch gehört wird – ihrerseits desintegrierend. Denn faktisch schneidet und wertet sie dann die nicht minder natürlichen Lern- und Suchbewegungen von Menschen ab, lässt sie beim Aufbau einer authentischen wie gelungenen Integration von Lust und Liebe allein.

Empfohlene beziehungsweise verwendete Literatur

für den gesamten Horizont:

- Regina Ammicht Quinn (Hg.): „Guter Sex“: Moral, Moderne und die katholische Kirche, Paderborn 2013
- Konrad Hilpert (Hg.): Zukunftshorizonte katholischer Sexualethik, Freiburg 2011
- Wolfgang Bartholomäus: Lust aus Liebe. Die Vielfalt sexuellen Erlebens, München 1993
- Wolfgang Bartholomäus: Glut der Begierde – Sprache der Liebe. Unterwegs zur ganzen Sexualität, München 1987

zur Zölibatsfrage:

- Hubertus Lutterbach: Der Pflichtzölibat. Christentumsgeschichtliche Wurzeln und aktuelle Orientierungen, in: Regina Ammicht Quinn, s.o., 43–53
- Franz Xaver Bischof: Das Junktim von Priestertum und Zölibatsverpflichtung, in: Konrad Hilpert, s.o., 57–71
- Hanspeter Schmitt: Charisma als Pflicht? Zur Ambivalenz der Zölibatsnorm, in: Münchener Theologische Zeitschrift 62 (2011) 278–287
- Hanspeter Schmitt: Überforderung Zölibat, in: Diakonia 41 (2010) 283–289

Als Pauschalpflicht weder ethisch noch theologisch zu legitimieren

Hinzu kommt, dass dieses integrative Lernen unterschiedliche Umstände kennt, in denen es sich entfalten und bewähren soll. Das gilt bereits im eigenen Umgang, wenn Sexualität sich selbst genügt oder sich mit Phantasien begnügt, ohne dass der Gedanke an eine reale Beziehung aufkommt. Das gilt auch innerhalb von Beziehungen, sofern sich darin herausstellen und verantwortet werden muss, welche Weisen der Nähe und Lust dem Maß und Anspruch des Liebenden entsprechen, oder ob umgekehrt die gewohnte Liebe noch phantasievoll, leibhaftig, nahbar und interessiert genug ist. Das gilt schließlich auch für jene, die zeitweilig oder immer in keiner sexuellen Partnerschaft leben – sei es wider Willen, nach einer Trennung, nach dem Verlust ihres Partners oder weil sie es aus freien Stücken so tun: auch für sie ist diese Integration von Lust und Liebe eine spannende Aufgabe, da natürlich auch sie Lust erleben und der Liebe auf der Spur sind, auch wenn sie auf „Sex“ bewusst verzichten oder verzichten müssen.

Damit rückt die Situation zölibatär lebender Priester und die Frage der möglichen Leibfeindlichkeit ihrer Lebensform wieder in den Blick: Leibfeindlich muss eine Lebensform ohne sexuelle Partnerschaft erlebt werden, wenn dies auf Dauer nicht angenommen werden kann. Dann kann die unerfüllte Sehnsucht nach Zusammensein in Intimität und ganzheitlicher Nähe, das Vermissen und das Hadern damit, belasten und im Ernstfall die Stimmigkeit, Stärke und Sozialität menschlicher Identität tiefgreifend stören. Leibfeindlich – weil Körper, Seele, Geist verletzend – ist auch, wenn das dazu führt, dass Beziehung und Sexualität verstohlen, unausgereift oder gewaltförmig gelebt werden. Damit ist bewusst an den fatalen Missbrauch durch Priester gedacht, wobei ein Generalverdacht gegen sie ungerecht ist, weil die Ursachen nicht im Zölibat, sondern in manifesten Persönlichkeitsdefiziten liegen. Aber es geht hier besonders auch um die schmerzliche oder gar würdelose Lage jener, die einander in freier Entscheidung von Herzen ersehnen, bejahen und lieben, obschon der Zölibat zwischen ihnen steht.

Wenn umgekehrt die Situation der Einsamkeit akzeptiert werden kann, bleibt zu hoffen, dass dies Teil einer Lebenskunst ist: Sie ergreift und genießt dann Gaben aufbauender Begegnung, Kreativität, Sinnlichkeit und Intimität, macht sie zu Quellen eines reich entfalteten Daseins, ohne auf das Fehlen sexueller Erfahrung fixiert zu sein. Gewiss gibt es gerade unter Priestern und Ordensleuten viele charismatisch begabte Könner eines solchen ehelosen Lebens.

Damit ist aber nicht gesagt, dass diese Lebensform eine unverzichtbare Norm jedes priesterlichen Lebens zu sein hat. Die historische wie systematische Sichtung dafür angeführter Gründe deutet vielmehr darauf hin, dass der Zölibat *als Pauschalpflicht* weder ethisch noch theologisch legitim ist, sondern in dieser Form leibfeindliche Züge annehmen kann.

Die historisch gewachsenen Begründungen sind für die heutige Rechtfertigung des Zölibates als Hypothek zu werten. Das liegt daran, dass auf dieser Linie einer immer elitärer verstandenen mönchischen beziehungsweise priesterlichen Spiritualität das Wort geredet wurde. Damit aber wurde die neutestamentliche Empfehlung einer charismatisch getragenen, daher zeichenhaft wirkenden Ehelosigkeit, die sich an alle Christinnen und Christen richtete, im Kern konterkariert.

Entscheidend hierfür war das Motiv der kultischen Reinheit, das in den meisten Religionstraditionen zu finden ist und besonders auch sexuelle Aktivitäten und Regungen für unvereinbar mit dem sakralen Dienst hält. Jesus geht gegen diese leibskeptischen, weil sexualisierten Vorstellungen von Reinheit in seiner Tradition vor und lenkt den Fokus auf die innere Reinheit als gesinnungsbezogene Lauterkeit. Dennoch gewinnt das alte Denken ab dem vierten Jahrhundert

mit der Entwicklung einer christlichen Sakralliturgie wieder die Oberhand. Dies verstärkt sich durch subtile Einflüsse welt-, leib- und sexualitätsverachtender – namentlich gnostischer und neuplatonischer – Strömungen auf das spätantike und mittelalterliche Christentum.

Bald gilt der weltabgewandte, sexuell enthaltsame, sprich „reine“ Mönch als das Ideal vollkommenen christlichen Lebens, dem zumindest geweihte Kleriker durch den Verzicht auf sexuelles Tun entsprechen sollten. Versuche, dieses Ideal bei den Klerikern der Westkirche flächendeckend durchzusetzen, gab es jedoch erst im elften Jahrhundert, wobei auch dieses teils rigorose Vorgehen und selbst das im Zweiten Lateranens (1139) rechtlich gesetzte Eheschließungsverbot für Geweihte die breite ideelle wie praktische Opposition nie verstummen ließ.

Stets waren bekanntlich auch handfeste kirchenpolitische und ökonomische Motive im Spiel, um den Zölibat zu etablieren: der Schutz des Kirchengutes, die Profilierung von „Geistlichen“ gegen „Laien“ oder das Streben, die Identität einer heiligen Kirche im Kontext von Profanität und Welt abzusichern. Es zählt zweifellos zu den schwierigsten Kapiteln der Kirche, dass auf dem Altar dieser wie anderer abgeleiteter Ziele menschliches Glück geopfert beziehungsweise die Würde und Wahrheit leiblicher Existenz gefährdet worden sind.

In aktuellen Debatten und neuen Dokumenten zur Zölibatspflicht werden diese Begründungen nicht mehr angeführt. Ob sie das Pro und Contra weiterhin insgeheim leiten, muss an dieser Stelle offen bleiben. Von den Befürwortern werden jedoch andere Motive verwendet, welche auf eine so genannte ungeteilte Nachfolge Christi zielen: Jesus selbst habe ehelos gelebt. Zudem sei jede priesterliche Berufung Ganzhingabe eigener Existenz, was Ehelosigkeit und sexuelle Enthaltbarkeit verlange. Schließlich müsse ein Priester für den Dienst in Kirche und Welt voll verfügbar zu sein. Dem steht freilich der Vorwurf entgegen, dass diese Argumentation untauglich sei, ein definitives Junktim von Priesteramt und Zölibat zu begründen. Würde sich das im Detail bestätigen, trübe man auf einen weiteren leibfeindlichen Zug des Zölibates: Dann hätte er den Charakter einer repressiven Norm, die ihren Adressaten auf undifferenzierte Weise einschneidendes aberlangt, ohne human oder theologisch nachvollziehbar zu sein.

Zunächst die Verfügbarkeit: Sie ist für einen übernommenen nötigen Dienst ein wichtiges, aber kein unhinterfragbares Motiv. Ein absoluter Verfügungsanspruch ist stets illegitim. Auch kirchliche Strukturen besitzen die in ihr lebenden und arbeitenden Personen nicht. Umgekehrt kann die personale Verwurzelung in gelingende familiäre und partnerschaftlich liebende Beziehungen der Motivation und Kompetenz seelsorglichen Handelns äußerst zuträglich sein.

Es kommt nicht auf ein ganz bestimmtes Zeichen an

Die Ganzhingabe an Christus: Auch dieses Motiv ist zu hinterfragen, falls es in eine Konkurrenz zu tiefen sozialen Beziehungen gebracht wird, als ob diese der vollen Christusbegegnung im Weg stünden. Nach klassischer wie aktueller Theologie begegnet Christus in der Solidarität und Liebe von Menschen – in ihrer Sehnsucht, Vertrautheit, Kraft und Weggemeinschaft – genauso wie in der Einkehr und inneren Dichte des Bei-sich-Seins und des Gebetes. Verheiratete und Zölibatäre besitzen folglich dieselben Grundkonditionen und Vollzüge für ihre Begegnung mit Christus. Sex- und ehelos Lebende hier für besonders begabt zu halten, kommt daher einer ideologischen Verzerrung nahe: Sie nimmt eine Minderbewertung von ehelicher Bindung und Sexualität theologisch in Kauf, um den Status zölibatär Lebender zu begründen oder gar um damit verbundene Probleme auszublenden beziehungsweise pseudospirituell zu überhöhen.

Teil eines unerträglichen existenziellen Notstands

Schließlich das biblische Fundament: Jesus, der ehelos lebte, gab bekanntlich den Hinweis auf die Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ (Mt 19,11f.) und Paulus nimmt dieses Motiv in 1 Kor 7,7 auf, um die charismatisch getragene Ehelosigkeit als möglichen Weg zu empfehlen. Das wurde dort aber nie als exklusiv definiertes Merkmal für besondere Aufgaben in der Nachfolge oder für gemeindliche Funktionen verstanden: Denn Petrus war nachweislich verheiratet (vgl. Mt 8,14f.) und auch für biblisch bezeugte Amtsträger wie Diakone, Diakoninnen, Presbyter und Bischöfe war eine Heirat der Normalfall (vgl. 1 Tim 3,1–13; Tit 1,5–9).

Mit dem Rat der Ehelosigkeit geht es offenbar um etwas anderes: Er richtet sich an alle Christen und zeigt ihnen eine Möglichkeit, ein starkes Zeichen der jetzt nah gekommenen, erfüllenden Kraft und Liebe Gottes zu setzen. Es kommt folglich nicht auf ein ganz bestimmtes Zeichen an, sondern auf diese Kraft und Liebe. Alles liegt daran, sie anzunehmen und sinnfällig zu leben. Dafür kennt die Bibel viele Möglichkeiten: solidarischer Verzicht auf Gewalt, Besitz, Täuschung und überheblichen Stolz; prophetischer Widerstand; Versöhnung; Gebet und Feiern; diakonisches Helfen und Heilen; Teilen notwendiger Güter; eheliche wie familiäre Zuneigung und Treue; Ehelosigkeit, Leben mit Gleichgesinnten oder missionarisch unterwegs sein. Doch in allem geht es um diese Liebe, sonst wäre alles nichts (vgl. 1 Kor 13).

Angesichts dessen ist zu unterstreichen, dass der Priesterberuf auf Basis einer partnerschaftlichen Ehe und Liebe genauso zeichenhaft und theologisch begründet sein kann wie auf Basis einer authentisch übernommenen, reif gelebten Entscheidung für den Zölibat. Diese Alternative trotzdem prinzipiell zu verweigern, muss folglich als theologisch, ethisch, kirchlich und persönlich nicht tragbar gewertet werden. Das gilt auch, weil

Ausnahmen für ehemals altkatholische, protestantische und anglikanische Pfarrer sowie die Praxis selbst der unierten Ostkirchen zeigen, dass diese für unabdingbar gehaltene Norm durchaus relativiert werden kann.

An dieser Stelle wird meist eingewendet, dass die Entscheidung für den Zölibat freiwillig sei, dann aber – gleich dem Eheband – eine lebenslange Geltung beanspruche. Dieses Argument sticht jedoch nicht, denn auch freiwillig einzugehende Pflichten unterliegen einer inhaltlichen Begründungsanforderung, der die Norm ehelicher Treue genügt, die Zölibatsnorm wie gezeigt nicht. Außerdem muss man bedenken, dass die exklusiv zugesagte Bindung an einen konkreten Menschen eine wesentlich anders geartete Form der Verpflichtung eröffnet als die Übernahme einer primär selbstbezüglichen, symbolisch relevanten Verhaltensmaxime. Damit wird wohlgerne nicht behauptet, dass ein einmal feierlich gegebenes Versprechen leichtfertig in Frage gestellt werden darf. Die Herausforderung eines humanen Umgangs mit tatsächlichem Scheitern von Lebensentscheidungen steht dann aber umso bedrängender im Raum.

Das im Freiwilligkeitsargument angesprochene Problem reicht zudem weiter zurück und berührt die komplexe Motivation, die zur Wahl des Priesterberufes führt: Die Gründe sind von Person zu Person verschieden und intentional dergestalt tief angelegt beziehungsweise persönlich, dass es auch im Rahmen einer professionellen Ausbildung weder Anspruch noch Ziel sein kann, sie vollends auszuloten. Darüber hinaus realisieren die Kandidaten naturgemäß vorher nicht, was sie in ihrer priesterlichen Praxis konkret erwartet. Hinzu kommt, dass sich die faktischen Anforderungen an das Priesteramt der katholischen Kirche massiv erhöht, zugleich gewandelt haben – und sie verschärfen sich zusehend.

Für immer mehr Priester wird die von ihnen einst hinreichend akzeptierte Zölibatsnorm Teil eines unerträglichen existenziellen Notstandes, auf den sie nicht vorbereitet und dem sie auf Dauer nicht gewachsen sind. Andere wagen diesen Beruf deshalb erst gar nicht, obwohl ihre Berufung zum pastoralen beziehungsweise eucharistischen Leitungsdienst deutlich und ihr Interesse daran reif und ehrlich ist.

Eine mögliche wertvolle Grundform priesterlicher Existenz

Daher nochmals mit Dringlichkeit gefragt: Kann Sein oder Nichtsein priesterlicher Berufung noch guten Gewissens an der Akzeptanz und Einhaltung der Zölibatpflicht gemessen werden? Bringt sie als Pauschnorm nicht im Gegenteil Priester in Gefahr, an ihrer Berufung menschlich Schaden zu nehmen oder zu zerbrechen? Angesichts der dürftigen Begründungslage dieser Norm und ihrer Folgen sind jetzt alle Verantwortlichen in der Pflicht, sie offiziell auf den Prüfstand

zu stellen und die Zugangsbedingungen zu den Weiheämtern neu zu bedenken.

Unbeschadet dessen bleibt die charismatisch begabte, in Freiheit getragene, mit Lebenskunst erfüllte Ehelosigkeit eine mögliche wertvolle Grundform priesterliche Existenz. Sie ist, so die Tradition, „christusförmig“, wenn sie zu einer Existenz, Praxis und Kommunikation führt, die Zeugnis von der Kraft und Liebe Gottes gibt. Während andere aufgrund ihrer Charismen auf das nahe Kommen Gottes in radikal kommunikativer, pazifistischer, ökologischer oder besitzloser Weise hören und hinweisen, besitzt das bewusst ehelose Leben seine eigene Sinnfälligkeit und Strahlkraft: Es könnte jene zu einem produktiven und offenen Lebensentwurf ermutigen, die ohne eigenen Lebensgefährten sind, darunter leiden und sich einzuigeln drohen.

Man muss den Sinn des Zölibats kontextuell erschließen

Es lässt sich auch als eine Form der existenziellen Aufnahme des Evangeliums verstehen, die sich aber nicht elitär von ande-

ren Formen absetzt, sondern sich gemäß der göttlich entgrenzenden Liebe mit ihren Anliegen und Talenten solidarisch verbindet. Denkbar ist überdies eine prophetische Intention: dann zielt man darauf, dass der freie Verzicht auf sexuelle Intimität in einer sexualisierten Lebenswelt verzerrte Maßstäbe ins Lot bringen und die humane Bedeutung menschlicher Geschlechtlichkeit als Weg beziehungsweise Ausdruck der Liebe hervorheben hilft.

Dass dieses Zeichen nicht immer leicht zu leben ist und provokativ wirken kann, versteht sich aus seinem Wesen als heilsam wirkende Zumutung und spricht nicht gegen seinen Sinn. Umgekehrt muss man diesen Sinn kontextuell erschließen, um Missverständnissen zu begegnen. Er kann einleuchten, wenn die Voraussetzungen gegeben sind, ihn angemessen zu kommunizieren und überzeugt zu leben. Das schließt auch ein, dass Zölibatäre von Ehrlichkeit, Föhlung und Vertrauen inspirierte Beziehungen pflegen, um nicht durch die Fixierung auf Rolle, Eigenleben, Arbeit oder klerikales Gehabe menschlich zu verkümmern. Es bedarf also zahlreicher struktureller, sozialer und persönlicher Vorgaben, damit der Zölibat zu jener einladend zeichenhaften Lebensform wird, die die Tradition charismatischer Ehelosigkeit ursprünglich beabsichtigte. Das

Gedanken von Papst Franziskus

Zwei
Gratis-Hefte
zur Probe!



Jetzt Gratis-Ausgaben anfordern:

Verlag Herder, 79080 Freiburg
Tel.: (0761) 2717-200 · E-Mail: kundenservice@herder.de

► www.gemeinsam-glauben.de

sind aber normale Anforderungen, die sich analog auch bei der Umsetzung anderer Lebensformen zeigen. Es gilt, sie wach und kreativ aufzunehmen und zu bewältigen. In allen diesen Formen lockt Gottes Kraft und Liebe. Die kirchliche Tradition hat diese Liebe spiritualisiert, moralisiert,

kasuistisch banalisiert, sanktioniert. Sie raubte ihr so – gegen die eigene Diktion – ihre leibliche Realität und Sinnentiefe, ihre Fruchtbarkeit und Transzendenz. Der Zölibat als Pauschalnorm für Priester ist dafür nur ein – wenn auch klassisches – Beispiel.
Hanspeter Schmitt

Nicht der lüsterne Satan

Hat die Kirche aus dem Missbrauchsskandal gelernt?

Wer hauptverantwortlich in der Kirche arbeitet, muss über seine Sexualität verfügen können. Das ist mit die beste Prävention um sexuellen Missbrauch zu verhindern, der ja nicht nur gegenüber Minderjährigen geschieht, sondern im kirchlichen Kontext oft auch gegenüber Erwachsenen. Das gilt nicht zuletzt auch für homosexuelle Priester.

„Die Kirche kann sich nicht selbst garantieren. Sie ist Widerschein des Evangeliums. Sie ist für das Evangelium, um des Evangeliums willen da. Sie ist – im Bild gesprochen – nicht die Melodie selbst, sondern nur deren Resonanzraum. Sie muss und darf das österliche Lied, das allein von Gott ausgeht, zum Klingen bringen. Davon lebt sie. Das ist ihre Aufgabe. Nicht mehr und nicht weniger“ (Bischof *Joachim Wanke*, *Christ in der Gegenwart*, Nr. 23/2011).

Wunibald Müller (geb. 1950) ist promovierter Theologe und psychologischer Psychotherapeut. Er leitet seit 1991 das therapeutisch-spirituelle Zentrum „Recollectio-Haus“ in Münsterschwarzach.

Wo kommt in dem, was die Kirche über Sexualität sagt, dieses österliche Lied zum Klingen? Anhand dieser grundsätzlichen Frage soll es im Folgenden darum gehen, ob die Kirche nach dem Missbrauchsskandal die notwendigen Schlussfolgerungen für eine Neuausrichtung der katholischen Sexualmoral gezogen hat. Besonders interessant dabei ist ihre grundsätzliche Einstellung zur menschlichen Sexualität und ihre Haltung gegenüber homosexuellen Priestern, weil hier ein besonderer Zusammenhang besteht zwischen dem Missbrauchsskandal und den notwendigen Konsequenzen, die sich daraus ergeben.

Die Sexualität vom Gift befreien

Gerade weil die Kirche Widerschein des Evangeliums sein will und sein muss, hat sie es nicht leicht, im Bereich der Sexualität immer die richtigen Worte zu finden, gar den vielfältigen Erwartungen gerecht zu werden, die an sie gerichtet werden. Da-

mit aber das österliche Lied in dem, was sie zur Sexualität zu sagen hat, zum Klingen kommen kann, muss die Sexualität von dem Gift befreit werden, mit dem sie diese vergiftet und die Sicht darauf entstellt hat.

So wurde aus christlicher Sicht die Sexualität über eine lange Zeit als eine Kraft gesehen, die es zu bändigen galt. Die Sexualität war belastet mit der Erbsünde. Der Sündenfall, so die Vorstellung, habe sowohl Eva und Adam als auch alle ihre Nachkommen einer hinreichenden Selbstkontrolle beraubt und so der Fleischeslust ausgeliefert. Das sexuelle Verlangen erhielt dadurch ein negatives Vorzeichen. Für ein christliches Leben, mit dem sich die Hoffnung auf Wiedereintritt ins Paradies verband, verlangte daher der heilige *Augustinus* die strikte Unterdrückung sexuellen Begehrens. Das betraf auch die Ehe, in der der Geschlechtsverkehr nur zum Zwecke der Zeugungsfunktion erlaubt war. Später, als die Vorstellungen von *Thomas von Aquin* an Einfluss gewannen, wurde diese negative Einstellung gegenüber der Sexualität etwas gelockert, aber – bis heute – letztlich nicht überwunden.

Für viele Menschen haben inzwischen Kirche, Theologie, Spiritualität auf der einen Seite und Sexualität auf der anderen Seite wenig oder nichts miteinander zu tun. Andere haben sich befreit von dem, was Kirche und Theologie über Sexualität sagen, da es ihrer Sichtweise und ihrer Erfahrung nicht entspricht oder ihrer Einstellung von Sexualität und einhergehend auch ihr Verhalten negativ beeinflusste. Manche leiden weiterhin unter den Folgen des negativen Einflusses der Kirche auf ihre Einstellung zur Sexualität und ihren Umgang damit.

Wir kennen alle die Schattenseite von Sexualität, wenn Sexualität ohne die Einbindung durch die Agape zur bestimmenden